

# Fahrt durchs Nirgendwo

## Expertenvernunft, Alltagsgefühle und die Krux der modernen Raumproduktion

Debatten um die Gestaltung von Räumen und Landschaften hatten im ersten Multi-Krisen-Jahrzehnt des dritten Jahrtausends einen öffentlichen Prioritäts- und Aufmerksamkeitsfaktor nahe Null. Dabei wird seit vielen Jahrzehnten eine akademische Debatte geführt, deren kleinster gemeinsamer Nenner in der Diagnose von problematischen Nebenwirkungen der räumlichen Modernisierung besteht. Diese Nebenwirkungen reichen von der energie- und klimapolitischen Problematik der zerstreuten Siedlungsweise bis zur Vernichtung von tierischen und pflanzlichen Habitaten, von der aggressiven Kapitalisierung des Bodens bis hin zu Dissonanzerfahrungen und emotionalem Desengagement.

Gegen diesen kleinsten gemeinsamen Nenner würden wohl viele Forschende aus Natur- und Gesellschaftswissenschaften, aus Geografie und Raumplanung, Soziologie und Psychologie, Philosophie oder Geschichte keinen Einspruch einlegen. Von manchen Seiten allerdings wäre doch mit heftigem Widerspruch zu rechnen. Die Problematisierung der räumlichen Entwicklung kann auf starke Traditionen bauen, ist aber keineswegs unumstritten. Was für die weit verzweigte Forschungslandschaft gilt, scheint mehr noch auf das Ganze der Gesellschaft zuzutreffen: Angesichts der Tatsache, dass sich bislang keine breite gesellschaftspolitische Allianz formiert hat, um die als problematisch diagnostizierten räumlichen Entwicklungen und Trends zu stoppen, spricht nicht viel dafür, dass besorgte Diagnosen von einem breiten gesellschaftlichen Konsens getragen würden.

Wie also ist es um die gesellschaftliche Wahrnehmung der räumlichen Entwicklung bestellt? Kann das Lager der akademischen Problematisierer darauf hoffen, dort und da auf Verständnis zu treffen? Oder prallen Welten aufeinander? Um Antworten auf diese Fragen zu finden, ist es nötig, eine Brücke zwischen den Expertendiskursen und den dominanten Wahrnehmungsmodi der sogenannten „Laien“ zu schlagen. Das soll im Folgenden versucht werden.

## Das frühe 20. Jahrhundert und die große Spaltung

Solange sich Fachwelt und Publikum darauf einigen konnten, dass die Modernisierung des Lebens und des Raumes prinzipiell eine gute Sache sei und dass man diese mit den bewährten klassischen Mitteln zu strukturieren hätte, ging alles seinen Gang. Solange man die Mühe auf sich nahm, neue technische Infrastrukturkolosse wie die riesigen Gastanks an den Peripherien hinter vorgezogenen antikisierenden Fassaden verschwinden zu lassen, war die Welt mehr oder weniger in Ordnung. Mehr war das der Fall, weil die Mehrheit hinter der gemeinsamen Linie stand, weniger, weil einige wenige schon vor der „großen

Spaltung“ immer wieder querschossen. Zunächst waren bloß ein paar harmlose Böllerschüsse zu vernehmen gewesen, die über den streng klassizistischen Gärten des Barock abgefeuert wurden und die Aufmerksamkeit des betuchten Publikums darauf lenken sollten, dass man doch auch *mit* der Natur, nicht *gegen* sie gärtnern könne.<sup>1</sup> Weitere Warnschüsse fielen in der Romantik, als Poeten wie Joseph von Eichendorff über die beklemmende Langeweile klagten, die die physiognomische Gleichmacherei der Städte verbreite.<sup>2</sup> Einer einflussreichen, romantisch inspirierten Bürgerschaft am Rhein gelang es 1836 zu verhindern, dass ein Fels mit Ruine für einen Steinbruch geopfert wurde.<sup>3</sup> Noch hielt sich die Kritik an der großen Flurbereinigung, den Kommassierungen, Trockenlegungen, Fichtenaufpflanzungen und Begradigungen, die sich in den deutschsprachigen Ländern vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg (und darüber hinaus) hinzog, in Grenzen; aber das sollte sich bald ändern.<sup>4</sup> In den 1870er Jahren griff das urbane Langweilesyndrom angesichts immer gleichförmiger werdender Fassaden auf ganz „normale“, der Romantik unverdächtige Architekten über, die sich in den folgenden Jahrzehnten Scheingefechte um den „richtigen“ Umgang mit der Modernisierung lieferten: Sollte man die Neubauten, die wie Pilze aus dem städtischen Boden schossen, in das Gewand von Gotik, Renaissance oder Barock kleiden?<sup>5</sup>

Die Debatte konnte nicht mehr entschieden werden, denn um 1900 kam ein ungewöhnlich dichtes Geflecht von Rissen im kollektiven Gebäude der Raumgestaltung zum Vorschein. Der Jugendstil-Riss war noch zu kitten, weil wenigstens das Prinzip der Ausschmückung von Gebautem gewahrt blieb. Der von anderen Linien abzweigende Handwerk- und „Werkbund“-Riss schien zunächst ebenfalls nicht sonderlich bedrohlich – mehr handwerkliche Qualität zu fordern war schlimmstenfalls für die Bauindustrie verdrießlich. Viel Aufregung verursachten die Bruchlinien des Heimat- und Naturschutzes, der Gartenstadt-, Zurück-zum-Biedermeier-, Schrebergarten- und Lebensreformbewegungen; sie waren aber, wenn man viel Toleranz walten ließ, ebenfalls noch reparabel.<sup>6</sup> Der populärste Protagonist des Heimatschutzes, Paul Schultze-Naumburg, empfahl zwar dringlichst, die Gestaltung von Häusern, Plätzen, Gärten, Landschaften von allem unnötigen und aufgesetzten gründerzeitlichen Firlefanz zu befreien und sich bloß auf die eigentlichen Zwecke und die dafür am besten geeigneten Mittel zu konzentrieren; der Wiener Architekt Camillo Sitte sekundierte ihm und empfahl, Tradition nicht als Nachahmung von Äußerlichkeiten misszuverstehen, sondern die tauglichen Strukturen und Prinzipien der Vergangenheit aufzugreifen. Beide hatten als Ergebnis aber die zeitlose Lebensanmut mittelalterlicher Städte oder biedermeierlicher Gartenvorstädte vor Augen.<sup>7</sup>

Sie konnten um die fatale, keineswegs verbindende, sondern vielmehr hochexplosiv Wirkung des an sich harmlosen und im Lichte der Alltagslogik selbstverständlichen Zweck-Arguments nicht wissen. Denn sie sahen nicht voraus, dass die Architekturschüler, die nach dem Ersten Weltkrieg den Ton der Debatten zu bestimmen begannen, das Prinzip der Zweckmäßigkeit mit einer neuen technischen Entwicklung verbinden würden: mit dem neuen und hoch belastbaren Bauwunder Stahlbeton, das sie zusammen mit Glas zunächst vereinzelt, später aber in großem Stil einzusetzen begannen. Diese Schülergeneration hegte eine grenzenlose Verachtung gegenüber der soeben untergegangenen Ära der ersten Modernisierung; in dieser Ära hatte man nicht nur Mietkaserne um Mietkaserne mit lachhaften „Lichthöfen“ versehen und mit kitschigem Stuck beklebt, sondern das alptraumhafteste Gebilde überhaupt hervorgebracht: den chaotisch-hässlichen und

ungestalten Vorort. Für eine Weile noch hütete diese Generation Camillo Sittes ideales mittelalterliches Stadtbild in zärtlichem Gedenken; im Laufe eines Jahrzehnts voll der Faszination für die neuen Materialien und Techniken verblasste dieses Bild – zusammen mit der Zuneigung zum Handgefertigten warf man sentimentale Bindungen an die Vergangenheit über Bord, um eine neue Welt zu bauen, die allen Menschen ein Leben in Licht, Luft, Sonne, Sauberkeit, Komfort, Bewegungsfreiheit und Grün ermöglichen sollte. „Wenn man aus seinem Herzen und aus seinem Geist die unbeweglich gewordenen Vorstellungen des herkömmlichen Hauses reißt und die Frage von einem kritischen und sachlichen Standpunkt aus ins Auge fasst, wird man zur Hausmaschine, zum Haus in Serienbau gelangen [...]“<sup>8</sup>

Nun wurde der Begriff „Schönheit“ aus dem architektonischen Vokabular verbannt und vor baulichen Rücksichtnahmen auf die (größtenteils ohnedies verachtenswerte) Umgebung schärfstens gewarnt. Und nun brach auch das rissig gewordene kollektive Gebäude in sich zusammen. Die große Spaltung machte die Ideale und Wünsche unvereinbar, alle verbindenden Prinzipien lösten sich auf. Ab jetzt gab es keine Chance auf Konsens mehr.<sup>9</sup> Der Geist aus der Flasche, den der populäre Vorkriegs-Heimatschutz gerufen hatte, der Zweck, begann sich zu verselbstständigen: *form follows function*.

Dass die moderne Raumgestaltung zur Jahrhundertmitte durchschlagende Erfolge feiern sollte, lag, wie sich in den Debatten um den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg zeigte, nicht daran, dass das traditionsaffine Lager des Natur-, Kulturlandschafts- und Ensembleschutzes aufgehört hätte zu existieren. Es war nicht mundtot, aber es hatte den Kampf um seine einstige avantgardistische Stellung klar verloren – und das nicht nur wegen personeller Verflechtungen mit dem Nationalsozialismus<sup>10</sup>: Die real praktizierte Moderne mit ihrer Technikaffinität war in der Ära des Massenwohlstands schlichtweg anwendungsstauglicher. Sie war rasch und billig umzusetzen und in vielerlei Hinsicht unheimlich praktikabel.

Das erkannten nicht nur Baugesellschaften, Investoren und Politiker, die die moderne, zunehmend „monorational“ ausfallende Raumgestaltung nach Kräften förderten: Der ausdrückliche Appell der Modernen, Gefühle, Sentiment und Vergangenheitsbindungen hintanzustellen und die Umwelt nach den rationalen Vorgaben der Zweckmäßigkeit zu gestalten, wäre vielleicht gar nicht nötig gewesen. Um dem Drang zu widerstehen, sich das Leben einfacher zu machen, um an aufwendigen Traditionen festzuhalten, neben denen sich Alternativen aufgebaut haben, die billig, einfach zu handhaben, pflegeleicht oder witterungsbeständig sind, braucht es die unantastbare Selbstverständlichkeit der vertrauten Routine, hartnäckige Uneinsichtigkeit in die Vorteile des Neuen, eine starke Abwehr gegen Fremdes und Neues, ein luxuriöses Ausmaß an überschüssigen Ressourcen oder ein hohes Maß an Leidenschaft.

So bestand denn auch eine der großen Konstanten der alltäglichen Raumproduktion seit Mitte des 20. Jahrhunderts darin, sich das Leben leichter und komfortabler zu machen. Es ist jedoch keineswegs gesagt, dass das, was das Leben erleichtert, zugleich das als gut, richtig und schön Empfundene ist. Die große Spaltung wuchs sich zu einer tiefen Kluft zwischen pragmatischer Zweckinstrumentalität und emotionalem Empfinden aus, die sich mitten durch das Alltagsdasein und durch unsere Städte und Landschaften schneidet.

## 60 Gegenwartsmenschen und ihre Raumsicht

Dies tritt in jenen sechzig qualitativen Interviews zu Tage, die im Jahr 2002 mit niederösterreichischen Landwohnern und Landbewohnerinnen geführt wurden – mit Bäuerinnen und Nebenerwerbslandwirten, Fabrikarbeiterinnen und Auslieferern, Lehrerinnen und Ingenieuren, Altenpflegerinnen und Krankenschwestern, Haustechnikern, Pressemitarbeitern und Polizisten, Kellnerinnen, Postbediensteten und Radiomechanikern, Pastoralassistentinnen, Psychologinnen und Steuersachbearbeiterinnen, Baumaschinenschlossern, Computerexperten und Druckformentechnikerinnen, Montagetischlern und Raumpflegerinnen, Polieren, Gastwirtinnen, Vermessungsingenieuren und so fort. Nach Alter, Geschlecht, Bildung und Beruf entsprachen die dreißig Männer und dreißig Frauen der Gesamtbevölkerung Niederösterreichs und können somit als – wenn auch nach der Gesamtzahl nicht repräsentativer – Querschnitt gelten. Dass all diese Menschen aus zwölf kleineren Orten in den vier Vierteln Niederösterreichs stammen, reduziert die Ergebnisse der Untersuchung um die Raumwahrnehmung von im urbanen Raum lebenden Menschen und beruhte vor allem auf den Finanzierungsbedingungen durch das Land Niederösterreich.<sup>11</sup>

24 Bilderbögen, die den Menschen mit der Bitte um freie Kommentare und Assoziationen vorgelegt wurden, dienten nicht nur als Gesprächsimpulse, sondern schufen auch die Grundlage für Vergleiche. Auf ihnen waren jeweils eine oder mehrere, bewusst schlicht und unkünstlerisch gehaltene Fotografien der niederösterreichischen Alltagsumwelt zu sehen: Äcker, Wälder, Siedlungen, Gärten, Straßen, Gewerbegebiete, Einkaufszentren, Ortskerne, technische Infrastrukturen, alte und neue Gebäude, mehr oder weniger modernisierte Kulturlandschaften. Die Menschen sollten angeregt werden, über ihr Erleben von Entwicklungen, wie sie im Prinzip in allen industrialisierten Ländern ablaufen, zu erzählen.

In einem langwierigen, mehrstufigen Auswertungs- und Interpretationsprozess der Transkripte wurden nicht nur Bewertungen zu räumlichen Konstellationen abgeleitet, sondern auch Kategorien gebildet, für deren Ausprägung Punkte auf einer Skala vergeben wurden. Eine solche Kategorie konnte zum Beispiel „räumliches Engagement“ heißen, was so viel wie emotionale Anteilnahme an der räumlichen Umwelt bedeuten sollte. 0 Punkte wurden dann etwa in solchen Fällen vergeben, wo Menschen die gezeigten Bildausschnitte völlig distanziert und unbeteiligt zur Kenntnis nahmen und auch im weiteren Verlauf der Gespräche keinerlei emotionale Berührtheit in Bezug auf das räumliche Geschehen erkennen ließen. 5 Punkte standen in diesem Fall für maximale Ausprägung von Betroffenheit und häufig geäußerte Emotionen. Weitere Kategorien hießen etwa Gegenwartssicht, ökologische, ästhetische oder ökonomische Argumentationen, ökologisches Engagement, Naturbezug, Strategien, Störungen und Dissonanzen, Kontextbildung oder Steuerungsoffenheit.

Eines der augenscheinlichsten Ergebnisse dieses Auswertungsprozesses liegt nun darin, dass viele dieser Menschen eine ausgeprägte Ambivalenz gegenüber ihrer Umwelt erkennen lassen. Fürchten sie einen ökologiebewegten Angriff auf die eigenen Lebensgewohnheiten, werden der zeitgenössische Raum und seine zweckmäßigen Strukturen erbittert verteidigt – und zwar genau in folgender Reihenfolge, die mit großer Wahrscheinlichkeit die Höhe der jeweiligen Alarmbereitschaft widerspiegelt: Autobahnen sind absolut notwendig, „brauchen wir“ (Automobilität als absolute Nummer eins); Gewerbegebiete „müssen ja wo

sein“ (Arbeitsplätze), Einkaufszentren „nutzen wir leider auch“ (mit Skrupeln behaftet); „Strom brauchen wir“, aber könnte man die hässlichen Leitungen nicht eingraben, verstecken, kaschieren (Elektrizität als Schlusslicht)? Die Verteidigungsbereitschaft gegenüber Strukturen verflüchtigt sich rapide, wenn deren Nutzen nicht unmittelbar sichtbar auf der Hand liegt: Für ein Objekt des Massenwohnungsbaus (Abbildung 1) legt die flächenverwöhnte Landbevölkerung kein einziges gutes Wort ein. Auch bei Einfamilienhaussiedlungen sagt niemand „brauchen wir“; die Verteidigung dieser Strukturen, zu der die Meinungen stark auseinandergehen, fällt moderat und wenig angriffslustig aus und wird am ehesten in Form des Wunsches vorgebracht, um das eigene Haus herumgehen zu können.

Abbildung 1



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildung siehe Druckfassung]

Führt aber nicht der verteidigungsbereite Pragmatismus der Lebenserleichterung das Wort und bringen die Menschen ihre flüchtigen ästhetischen Empfindungen zum Ausdruck, dann sieht die Welt anders aus – und zwar sehr anders. Dann prasseln die negativen Adjektive in folgender Aneinanderreihung des Grauens nur so auf uns herab: Nicht nur ist der Massenwohnungsbau eine *menschenunwürdige Wohnfabrik, ein abstoßender, trostloser, steriler und trister Zweckbau* (83 Prozent eindeutige Ablehnung unter den Befragten); nicht nur sind Starkstromleitungen und Mobilfunkmasten mahrende Fingerzeige einer dekadenten Zivilisation: *schlimm, unruhig, stören extrem* (70 Prozent klare Ablehnung) – auch die als notwendig empfundenen Gewerbegebiete sind ein *Alptraum der Raumgestaltung, eine schreckliche, sterile, triste, beziehungslose, furchtbare, katastrophale, empörende Ansammlung von schnell gebauten Zweckbauten, die weh tut* (58 Prozent Ablehnung, 37

Prozent pragmatisch ‚neutral‘, nur 5 Prozent positiv). Die rege frequentierten Einkaufszentren mit ihren Parkplatzwüsten sind *herausgestampft und hineingestückelt, künstlich, tot, kalt, hektisch* und *nur funktionell gestaltet, Kultursteppen aus Beton und Glas* (52 Prozent Ablehnung, 15 Prozent positiv). Stark befahrene Straßen sind *abweisende Fremdkörper, ein grauenhaftes Inferno* und *Rieseneingriff in die Natur* (nur 22 Prozent klar negativ, aber auch nur 5 Prozent klar positiv). Unter den ‚modernen‘ (seit fast hundert Jahren üblichen) Materialien wie Beton, Asphalt, Stahl, Glas, Kunststoff oder Eternit bringen es nur das Glas und mit Einschränkung der Asphalt auf ein paar positive Nennungen – wenn diese Dinge im Übrigen benannt oder gemeint werden, dann immer in einem negativ empfundenen Zusammenhang: *Betonburg, kalt, nackt, steril, hässlich, unnatürlich, künstlich, nicht einladend*. Großflächige, *ausgeräumte Feldmonokulturen* erwecken ein *ungutes Gefühl*, sind *kahle, öde, eintönige, monotone, traurige, uniforme Zeichen wider die Natur* (47 Prozent Ablehnung, 20 Prozent Zustimmung), und nicht viel anders ist es um die streng beschnittenen, *geradlinigen, gestutzten, geschniegelten, zu wenig naturbelassenen und zu perfekten Rasen-Thujen-Kombinationen* in den Einfamilienhausgärten (Abbildung 2) bestellt (55 Prozent Ablehnung).

Abbildung 2



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildung siehe Druckfassung]

Bei einem solchen von den Menschen klar und deutlich geäußerten Ausmaß an ästhetischen Dissonanzerfahrungen stellt sich die Frage, ob das pragmatische Denken ausreicht, um negative Empfindungen im Lebensalltag in Schach zu halten. Beim Anblick einer großräumigen Feldflur (Abbildungen 3a und 3b) ohne Zwischenbewuchs versuchen

Abbildungen 3a und 3b



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildungen siehe Druckfassung]

31 Menschen rational zu erklären und moralisch zu bewerten, was sie sehen, indem sie mit wirtschaftlichen und ökologischen Zusammenhängen argumentieren. Immer wieder geht es dabei um die mühevolle Abwägung zwischen pragmatischem Nutzen und ökologischen Ansprüchen. Noch mehr Menschen aber, insgesamt 36, bringen ihre ästhetischen Eindrücke und Empfindungen zum Ausdruck: *unendlich, unbegrenzt, kahl, eintönig, öde, monoton, traurig, entsetzlich, baum- und strauchlos, zu flach und schnurgerade. Nicht zum Wohlfühlen, nicht meine Gegend, zum Sich-Selbst-Verlieren.* Oder, seltener: *prachtvoll, wunderbar, wunderschön. Heimat. Weitblick.* Eine Schnittmenge von 17 Menschen tut beides, springt hin und her zwischen Ästhetik, Moral und dem nüchternen Kalkül des Zwecks, von Satz zu Satz, von Wort zu Wort.

Angesichts der nicht-alltäglichen Interviewsituation sollte man das Rationalisieren und Moralisieren, von dem die Sprecher annehmen können, dass es guten Eindruck macht, nicht überbewerten. Besonders aufmerksam sollte man dann zuhören, wenn das eigene Leben ins Spiel kommt: *Da möchte ich gerne joggen. Dort möchte ich nicht wohnen.* Oder: *Wir haben auch mal so einen Holzzaun gehabt.* – „Holz ist gut“, sagt ein Magazineur und Nebenerwerbslandwirt. „Schaut eigentlich halbwegs schön aus, aber hält nicht recht lang. Viel Hackn, Streichen. Wir haben auch schon den Zaun weggerissen und kriegen einen Aluminiumzaun, weil ich halt die Zeit nimmer hab, dass ich ihn streichen kann.“<sup>12</sup>

## Hinnehmen und Ausblenden

Das zweckinstrumentelle Denken, der Pragmatismus der Lebenserleichterung, gibt tatsächlich in Abertausenden von täglichen Entscheidungen den Ton an und setzt sich gegenüber ästhetischem Unbehagen oder moralischem Bedenken durch: Alle lieben Holz, aber niemand will Holz streichen müssen (oder gar verwittern lassen). Niemand liebt Aluzäune, aber kaum jemand möchte kaputte Holzlatten ausbessern. Alle bedauern den Untergang der Greißler, aber den allermeisten graust es vor den schrumpeligen Gurken beim Dorfkaufmann. Fast alle jammern angesichts mehrspuriger Verkehrshöllen, aber viele würden ihr Automobil mit Leib und Leben verteidigen. Nur noch wenige hängen am Thujenzaun, aber fast kein Gewächs wird schneller blickdicht. Nur wenige finden Einfamilienhausparzellen optimal, aber die meisten wollen um ihr Haus herumgehen können. Alle finden die „Natur“ irgendwie erbaulich, aber kaum jemand möchte in seinem Garten auf wurmstichiges Fallobst treten. Alle finden die Vielfalt kleinteiliger Kulturlandschaften wunderbar, aber niemand möchte sich auf den tuckernden Traktor des Großvaters setzen und um Feldgehölze und Findlinge herumackern.

Wenn hier von einer „Kluft“ zwischen instrumenteller Vernunft und emotionalem Empfinden die Rede war, dann muss man sich allerdings solide errichtete Brücken dazu denken, die den Abgrund in weiten Teilen überspannen. Von wenig Zwiespalt ist die Raumwahrnehmung jener Menschen geprägt, die der Sache im Großen und Ganzen einigermaßen leidenschaftslos gegenüberstehen. Denn obwohl manche Dinge fast einhellig abgelehnt (Starkstromleitungen) und andere wiederum einhellig gemocht werden (die Altstadt), so ist die Anteilnahme am räumlichen Geschehen bei etwa der Hälfte der Menschen doch eher schwach ausgeprägt. „Das sagt mir nichts“ ist eine beliebte Formel, die ausdrückt, dass die Dinge eben nichts zu sagen haben, dass sie weder gute noch schlechte

Nachrichten überbringen. Man könnte diese Gruppe als räumlich wenig engagiert oder „nicht betroffen“ beschreiben: Man nimmt das So-Sein der Dinge hin, ohne sich auf eine rationale oder emotionale Auseinandersetzung einzulassen. In ihrer stärksten Ausprägung zeigt sich diese Haltung bei sieben mittelalten bis älteren Frauen, für die es nicht viel zu sagen gibt außer: „So ist es.“ Neben dieser Feststellung drängt sich nur noch eine Frage auf: „Wo ist es?“ Ihr Anspruch an den Raum ist überaus bescheiden: Sie wollen ihn nicht bewerten, ihn weder pragmatisch zurichten noch ästhetisch empfinden, sondern sich bloß in ihm zurechtfinden. Einstmals weit verbreitet, hat der Soziologie Gerhard Schulze diese Haltung in seiner Studie zur „Erlebnisgesellschaft“ als Hinnehmen und Annehmen beschrieben und ihr unter postmodernen Bedingungen zunehmenden Seltenheitswert attestiert.<sup>13</sup>

Wenn raumbezogene Gefühle in diesen Fällen nur ausnahmsweise den inneren Frieden stören, so überlässt aber auch das pragmatische Denken seinem emotionalen Widerpart zuweilen widerspruchslos das Feld. Denn wie an der durchaus abgestuften Verteidigungsbereitschaft gegenüber Strukturen deutlich wird, neigt es zum Rückzug, wo die unmittelbare Verbindung zur eigenen Existenz schwächer wird. Ein Lehrer, der nicht auf Arbeitsplätze im Gewerbe angewiesen ist, wird weniger Bedarf verspüren, ein Gewerbegebiet pragmatisch hinzunehmen, als beispielsweise ein Monteur. Die Wirtin, die nur noch zu Besuch in den Kindheitsort kommt, wird weniger pragmatisch an das gute Verhältnis zu den Nachbarn denken müssen, wenn sie das neue Einfamilienhaus auf dem alten Dorfanger leidenschaftlich verdammt.

Der Dorfanger gibt ein Stichwort, das zur weiteren Entschärfung der Lage beiträgt: Dieselbe Wirtin findet gar nichts dabei, wenn dasselbe Einfamilienhaus in einer Siedlung gebaut wird. Nicht nur der Kontext des eigenen Lebens, auch der Kontext *an sich*, der Zusammenhang, in dem die Dinge untereinander stehen, gibt den Ausschlag für oder gegen das pragmatische Kalkül, für oder gegen das ästhetische Empfinden. Eine (post-)moderne Kombination aus Stahl, Glas und Beton kann in einem Büroviertel (Abbildung 4) am Stadtrand toleriert oder sogar gemocht werden, während sie im historischen Zentrum (fast ausnahmslos) Zorn und Empörung hervorruft: „Und da tät ich die Landesregierung bitten“, gibt uns eine 40-jährige Steuersachbearbeiterin mit auf den Weg, „dass sie da nicht neben der alten Kirche oder den Pfarrhof irgendeinen Glaspalast hinstellen.“<sup>14</sup> Eine einzelne Fabrik in der grünen Wiesenlandschaft ist schlimm – die zwanzigste Wellblechhalle im Gewerbegebiet bloß ein Achselzucken wert. „Wenn das in so einer Tankstellenlandschaft steht, ist es mir wurscht. Da ist nichts mehr zum Vertun. Ich fahre da durch und schaue mir diese schiachen Dinge an, und irgendwie registriere ich es nicht mehr. Das ist für mich nicht so wichtig, weil das ist irgendwie No-mans-land. Das ist Niemandsland“, so eine 44-jährige AHS-Lehrerin. „Aber wenn ich da durch meinen Ort durchfahre und den identifiziere ich jetzt mit mir, und ich sehe dann mitten drin so etwas, dann hat das für mich eine andere Wirkung. Mir kommt das vor wie Vergewaltigung.“<sup>15</sup>

Die so wie die Lehrerin vom Raumeschehen Betroffenen, moralisch Wertenden, ästhetisch Fühlenden – die zweite Hälfte der befragten Menschen – erleichtert sich den Umgang mit Dissonanzerfahrungen, indem sie auf die bewährte Strategie des Ausblendens zurückgreift. Das Schmerzende, Ungestalte, „Hässliche“ wird in die Kategorie Niemandsland abgeschoben und nur noch dann zur Kenntnis genommen, wenn es aus dieser Kategorie ausbricht und in das eigene Zentrum vordringt. Kevin Lynch und andere beschrieben dieses

Abbildungen 4 und 5



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildungen siehe Druckfassung]

Phänomen des Ausblendens und Wegsehens im Amerika der 1960er Jahre als „Highway Narcosis“<sup>16</sup>, und es scheint bei hohen Geschwindigkeiten tatsächlich am besten zu funktionieren, ist aber auch beim Durcheilen von Einkaufszentren anzuwenden: „Kopf runter und durch!“<sup>17</sup> „Solche Bilder nehm ich gar nicht so wahr. Solche Sachen merk ich mir eigentlich weniger. Bei der Tankstelle (Abbildung 5) könnt ich hundert Mal vorbeifahren, tät ich sie mir auch nicht merken. Das sagt mir einfach nichts.“<sup>18</sup> – „Mein Gott, wenn ich da jedes Mal sagen würde, das stört mich was, tät ich vor lauter Stören nicht zurechtkommen. Das registrier ich nicht.“<sup>19</sup>

## Das späte 20. Jahrhundert: von der Euphorie zum Unbehagen

In den 1950er, 1960er und 1970er Jahren schien die große Mehrheit klar auf der Seite der Modernisierer zu stehen, wenngleich die Lage – und die Lager – langsam wieder so unübersichtlich wurden, wie sie einst um 1900 gewesen waren. Bei den fachlichen Kontrahenten konnte man spätestens seit den Sechzigern nicht mehr recht sagen, ob die Psychologen, Philosophen, Autorinnen, Architekten, Soziologinnen, die die zeitgenössische Raumgestaltung vehement attackierten, dem konservativen oder dem progressiven Lager zuzuordnen waren. Meist vereinten sie beides. Man konnte auch nicht genau sagen, wie weit die Großwohnböcke, Trabantenstädte, Assanierungen, Einfamilienbungalows auf das Konto und die Prinzipien der modernen Architektur und Raumplanung (zurück-)gingen. Die Einfamilienhaussiedlungen beispielsweise, wie sie seit den Zwanzigerjahren entstanden, vereinten eine moderne Struktur (monofunktionale Reduktion auf den Zweck des Wohnens und das Abstandhalten) mit traditionellen Hausformen (Würfel mit Dreieck). Es kam einfach zu viel zusammen: das Erdöl und die Automobilisierung, Technik und Baumaschinen, Baugesellschaften und Renditen, die Philosophie des einfachen Lebens und der Konsum, von den Massenmedien zu ungeahnter Breitenwirksamkeit aufgeschaukelte Modewellen und die alte Neigung, vorne mit dabei zu sein, die sich nicht nur in den Wohnungen manifestierte, sondern insbesondere auch zahllose Lokalpolitiker anspornte, den modrigen Geruch der alten Welt zu vertreiben und dabei auf einen Streich neue Wohnungen, Straßen und Arbeitsplätze im Hoch- und Tiefbau zu schaffen.

Bedauerlicherweise fehlt es an qualitativ-narrativen Untersuchungen aus den Nachkriegsjahrzehnten – quantitative Befragungen ergaben, dass sich die Leute offenbar schwer damit taten, die neuen Hochhäuser zu akzeptieren, aber den neuen Strukturen im Großen und Ganzen positiv gegenüberstanden.<sup>20</sup> Wer konnte, der zog aus den großstädtischen Altstadtvierteln in die neuen Wohnblöcke mit Einbauküche, Bad und Balkon um oder ließ, wenn er auf dem Lande lebte, seinen Hof aufstocken und große, asymmetrisch unterteilte Fenster einbauen. Eine Frau, die in jener Zeit ihre Kinder großzog und fast ihr ganzes Leben unmittelbar an einer der am stärksten befahrenen innerstädtischen Straßen Österreichs, dem Wiener Gürtel, in einer bescheidenen Altbau-Erdgeschoßwohnung verbrachte, träumte in all den Jahren vergeblich von einer Gemeindebauwohnung mit Balkon. In einem 1998 durchgeführten Interviewprojekt<sup>21</sup> bewunderte sie eine Bilderserie, die radikale urbane Modernisierungen zeigte, und blieb ihrem Aufbau-Credo treu, es sei „gigantisch, was da geleistet worden ist“. Geringfügigere Modernisierungen an einem kleinteiligen gründerzeitlichen Stadtviertel mit Platz und Baum werden gar nicht registriert, da sie als

Vertreterin der hinnehmenden Haltung in erster Linie an der Verortung des Gesehenen interessiert ist: Wo ist das? Kenne ich nicht. Sagt mir nichts. Mittelstarke Eingriffe mit Abbrüchen und Neubauten werden uneingeschränkt bewundert; als sich das Viertel am Ende in die perfekt geglättete Stadtmaschine aus Stahl, Glas, Büroturm und Stadtautobahn transformiert hat, möchte sie da aber doch lieber nicht wohnen. Dann doch lieber im alten Viertel am Platz mit Baum.

Ganz eindeutig und klar ist die Sache also auch hier nicht, in der Welt der einfachen Leute der Wiederaufbaugeneration. Was bestimmte ihre Wahrnehmungen und ihre Gedanken? Was war Mode, die auf den sozialen Motiven des Dazugehören-Wollens beruht, was Überzeugung und Lebensphilosophie? Welche Rolle spielte das körperlich-ästhetische Empfinden, welche Rolle der Pragmatismus des leichten Lebens? Welche Rolle spielte die demütige Haltung des Hinnehmens und das Unterwerfen unter das Unvermeidliche? Waren Denken und Empfinden im Einklang?

## Die raumkritische Revolte

Fest steht jedenfalls, dass von einer Haltung des klaglosen Hinnehmens in den Experten-diskursen nicht die Rede sein konnte. Ganz im Gegenteil, begann das bunte und schwer auf einen Nenner zu bringende Lager der Raumkritiker die Welt schon in den 1960ern mit Handlungs- und Änderungsappellen zu überschütten. Joachim Ritter vonseiten der Philosophie versteckte seine Handlungsappelle ähnlich wie Heidegger in den 1950ern noch hinter welthistorischen Ableitungen: Wir brauchen traditionelle Kulturlandschaften, weil sie in einer technisierten und rationalisierten Welt den lebenswichtigen Zusammenhang mit der Natur veranschaulichen.<sup>22</sup> Die Phänomenologen aus der Welt der Philosophie verfassten lange, scheinbar ziellose Abhandlungen zu den sinnlich-körperlichen Raumwahrnehmungen.<sup>23</sup> Der Stadtplaner und Architekt Kevin Lynch in Amerika sprach explizit nur davon, wie wichtig eine strukturierte Stadtumgebung für die Orientierung sei.<sup>24</sup> Der Publizistin Jane Jacobs in New York jedoch gelang es mit ihrer leidenschaftlichen (und pragmatisch gut begründeten) Verteidigung der überschaubaren gründerzeitlichen Straßenzüge das Greenwich Village vor dem Abbruch zu retten.<sup>25</sup> Aus der Psychoanalyse warnte Alexander Mitscherlich eindringlich vor der „Unwirtlichkeit“, Monotonie und Destruktivität der industrialisierten Wohnlandschaft, die positive Objektbeziehungen verunmögliche und Gleichgültigkeit hervorbringe.<sup>26</sup> Sein Kollege Alfred Lorenzer räumte mit dem Irrglauben des Funktionalismus auf, eindimensional auf ihre Zwecke reduzierte Bauwerke würden nicht vielschichtig interpretiert und gefühlt werden.<sup>27</sup> In Frankreich veröffentlichte der Soziologe Henri Lefebvre 1970 sein Buch *Revolution der Städte*, in dem er den Kampf um Architektur und Gestaltung als Kampf um ein menschenwürdiges Dasein beschrieb.<sup>28</sup> Sogar die Frankfurter Schule, die empfindlich auf ästhetische Konservatismen reagierte, hatte Verständnis für raumbezogene Abwehrreaktionen: Adorno gestand es den Leuten zu, dass sie historische Bauten und Landschaften als Verheißungen eines versöhnteren, nicht entfremdeten Daseins empfanden, und Jürgen Habermas hielt es später den neuen Alternativbewegungen bei aller Gefahr des Abgleitens ins Reaktionäre immerhin zugute, dass sie das ungelöste Problem der Kolonisierung der Lebenswelt durch ökonomische und administrative Imperative zum Vorschein brächten.<sup>29</sup>

Die große Versöhnung und Schließung der Kluft machte sich schließlich ein kritischer Zweig der Architektur zur Aufgabe. Mitte der 1970er Jahre schlug der Amerikaner Charles Jencks eine salomonische Lösung vor: Wenn sich die einfachen Leute nicht mit der Beziehungslosigkeit und glatten Kälte des modernen Raumschaffens anfreunden konnten – das wurde mittlerweile offenbar angenommen –, dann sollten ihnen die Raumgestalter den Gefallen tun und ihre Wünsche nach Einbindung in die Umgebung und nach historisch-kulturellen Bezügen erfüllen. Das konnte man durchaus auch mit modernen Materialien und Techniken bewerkstelligen, an denen kein Weg vorbeiführte. Man musste nur anpassen, keine billigen Imitate herzustellen, sondern sollte Bauwerke durch geschicktes Kombinieren „doppelcodieren“, sodass die intellektuelle Elite der Raumproduzenten ihre Modernität entschlüsseln könnte.<sup>30</sup>

Dieser Versöhnungsversuch zwischen zweckrationalen Notwendigkeiten, emotionalen Bindungen und elitären Präferenzen, bald Postmoderne genannt, wurde so bereitwillig aufgegriffen, dass er sich binnen ein, zwei Jahrzehnten selbst erledigte. Als in den Einfamilien- und Fertigteilhausgebieten (Abbildung 6) seit den 1980er Jahren immer mehr Gaupen, Türmchen, Erkerchen, Säulen, Stuck und grelle Töne sichtbar wurden, trat man vonseiten der Expertenschaft den Rückzug an und konzentrierte sich nunmehr darauf, Bürohochhäusern mittels schiefer Wände und vorgelagerter Glasfassaden einen Hauch von elitärer Individualität zu verleihen. In den 1990ern schien in der internationalen Raumforschungsszene langsam auch die Flut an Studien, Bänden, Diplomarbeiten und Aufsätzen

Abbildung 6



Entwurf: Petra Schneider

[Abbildung siehe Druckfassung]

abzuebben, die im Jahrzehnt davor unter anderem von Disziplinen wie der Landschaftsplanung hervorgebracht worden war. Landschaftsplaner und Architekten hatten den ausgestorbenen psychologischen Zweig der Gestalttheorie wiederentdeckt und von deren Wahrnehmungsgesetzten Prinzipien der Raumgestaltung abgeleitet.<sup>31</sup> Man hatte Wahrnehmungs- und Kulturlandschaftsforschung betrieben, hatte versucht, objektive Parameter der Raumwahrnehmung zu finden, mit deren Hilfe man für eine andere, „sanftere“ Art von Raumproduktion hätte argumentieren können.<sup>32</sup> Da das alles ganz offensichtlich keinen durchschlagenden Erfolg brachte, konzentrierte man sich zur Jahrtausendwende zunehmend auf das kritische Beobachten und Quantifizieren des „Flächenverbrauchs“, ein verpönte, unkorrekter Begriff, der alsbald durch Wortungetüme wie „Flächeninanspruchnahme“ ausgetauscht wurde.<sup>33</sup>

Alles in allem hatte die Allianz der Raumkritiker mit der Altstadtsanierung oder dem Ensemble- und Grünlandschutz durchaus Achtungserfolge zu verbuchen. Zusammen mit dem Naturschutz gelang die Renaturierung von Flüssen und Bächen und die Anpflanzung von Windschutzgürteln. Dabei blieb es dann aber im Großen und Ganzen auch. Wenn der rastlose Um- und Neubau in den beiden Jahrzehnten vor und nach 2000 phasenweise in leicht abgeschwächtem Tempo vor sich ging, dann lag das in erster Linie an ökonomischen Erscheinungen wie Rezessionen und einer erlahmenden Nachfrage.

## Triumph der Vernunft

Da das Ziel, tiefgreifende Änderungen des gesellschaftlichen Raumverhältnisses in Gang zu bringen, unerreichbar schien, fand das kritische Lager in den 1990er Jahren denn doch noch zu einer Haltung des Hinnehmens und Annehmens. Angesichts der überwältigenden Tatsachenberge, die die räumliche Entwicklung aufgebaut hatte, verwandelten sich Utopisten in Realisten. Und jene, die ohnedies schon immer aufseiten der Realität, der Sachzwänge und der ökonomischen Vernunft gestanden hatten, gewannen in der akademischen Debatte an Boden. Mit Appellen wie dem des Historikers und Amerika-Experten Paul Nolte, sich in das Unvermeidliche und ökonomisch Richtige zu fügen und nicht länger an Gewerbegebieten und Reklametafeln, an Zersiedelung, Landschaftszerschneidung und dergleichen Anstoß zu nehmen, wurde dem Faktischen normative Kraft zugesprochen.<sup>34</sup>

Der Stadtplaner Thomas Sieverts empfahl in seiner viel beachteten „Zwischenlandschaft“, alte Ideale über Bord zu werfen. Nähere man sich dem disparat, fragmentiert und beziehungslos geformten Raum mit den Mitteln einer gesteigerten Wahrnehmungsfähigkeit, könne man dessen schlummernde Potenziale entdecken.<sup>35</sup> Auch wenn Sieverts durchaus konstruktiv tätig werden wollte und dieses Ergebnis keineswegs im Sinn hatte, konnte man daraus eine populär-konstruktivistische Quintessenz ableiten: Wenn wir die *Dinge* nicht ändern können, dann ändern wir eben ihre *Wahrnehmung*. Diskursbeiträge solcher Art folgten denn auch prompt: Betrachte man die ungestaltete Zwischenwelt des peripheren Siedlungsbaus bei Nacht, so werde die elektrisch aufgeladene magische Schönheit des bei Tage Hässlichen erkennbar.<sup>36</sup> Darauf, dass diese Schönheit einer blutsaugerischen Gier nach Energie geschuldet ist, fehlte jeglicher Hinweis. Der Tenor dieser postmodernen Debatte kam dem neoliberalen Zeitgeist wunderbar entgegen und trug dazu bei, eine Entwicklung, die ohnedies ablief, intellektuell zu legitimieren.

Dabei stand man im Einklang mit einer Linie der (ebenfalls in sich gespaltenen) Postmoderne-Bewegung, die auf Jean-Francois Lyotard und dessen Philosophie des Widerstreits zurückging. In eine „Schule der Andersheit“, so der Lyotard-Schüler Wolfgang Welsch, müsste die Menschheit geschickt werden und dort verfremdende Wahrnehmungserlebnisse einüben.<sup>37</sup> So gelänge die Befreiung von unbrauchbar gewordenen ästhetischen Schablonen, antagonistischen Gefühlen und unerfüllbaren Wünschen. Bei allem Verständnis für die Sehnsüchte der kleinen Leute nach Geschichte, Zusammenhang und Harmonie (die Architektur der Postmoderne war es ja gewesen, die solche Sehnsüchte wieder ernst genommen hatte) – wirklich auf der Höhe der Zeit ist nur der, der solche Gefühle mithilfe des Verstandes seziert; der die Wirklichkeit nüchtern zur Kenntnis nimmt und die Trauer um den Verlust von alten Bindungen und Zusammenhängen hinter sich lässt.<sup>38</sup> Während manche Philosophen wie Karl Heinz Bohrer oder Hans Blumenberg wenigstens das Gefühl der Trauer noch als legitim erachteten, das sich angesichts des Zerreißen der alten Zusammenhänge einstellte<sup>39</sup>, verabschiedeten andere wie Rudolf Burger jegliche Gefühle: Übt euch in stoischer Rationalität und desengagiert euch!<sup>40</sup> Denn als Steigerung und Vollendung der Moderne vertraut auch die Postmoderne auf die klare Kraft des Verstandes. Und dieser bringt die Einsicht hervor, dass es in der pluralistisch-demokratischen Welt der Moderne schlichtweg nicht möglich ist, sich auf gemeinsame, verbindliche Prinzipien zu einigen, wie mit der Tradition, der Natur, dem Boden, dem Freiraum, dem Baumaterial umzugehen ist – es sei denn, man übe totalitären Zwang aus. „Postmoderne“, donnerte Wolfgang Welsch, „sollte nicht die Parole sein, die den Zurückgebliebenen die Erfahrung der Moderne erspart.“<sup>41</sup>

## Gefühl und Vernunft

Auf die Alltagswelt schlug diese Debatte nur insofern durch, als die Leute vor den Zumutungen anderer im Großen und Ganzen relativ duldsam die Augen verschließen und sich durchaus der Tatsache bewusst sind, dass ihre Welt pluralistisch verfasst ist, dass es also unterschiedliche Präferenzen und Vorstellungen vom guten Leben gibt. Im Übrigen aber blieb man doch „zurück“: Entweder engagiert man sich ohnehin nicht – aber das hat dann nicht das Allergeringste damit zu tun, dass man dafür seinen Verstand bräuchte, sondern liegt schlicht daran, dass kein emotionaler Bedarf vorhanden ist. Wo sich angesichts räumlicher Konstellationen *wenig* Betroffenheit und *wenige* Gefühle (Abbildungen 7a, 7b und 7c) zeigen, dort fehlt es häufig auch an rationaler Schärfe, dort dominiert oft das pragmatische Kalkül des Komforts oder schlichtes Hinnehmen. Rationale Überlegungen, die die Oberfläche der Dinge zerschneiden und in die Materie eindringen, Kausalketten knüpfen und Selbstverständlichkeiten demontieren – sie nehmen ganz eindeutig dort zu, wo das emotionale Engagement zuhause ist. Denn Verstand und Gefühl sind keine Gegenspieler, sondern Partner. Sie treten gern gemeinsam auf und ziehen sich gern zusammen zurück.

Darum ist es auch nicht verwunderlich, dass sich bei den sechzig niederösterreichischen Menschen ein klarer Zusammenhang herstellen lässt zwischen der Häufigkeit von rationalen Argumenten, dem ökologischen Engagement, dem Naturbezug, der ästhetisch-emotionalen Betroffenheit – und der Bildung. Bildung bedeutet nicht zuletzt das Erlernen der Fähigkeit, vom selbstverständlich Vorgegebenen wegzudenken, die Dinge nicht mehr

Abbildungen 7a, 7b und 7c

[Abbildungen siehe  
Druckfassung]



Entwurf: Petra Schneider

unhinterfragt hinzunehmen, sich Alternativen vorzustellen. Bildung in einem weiten Sinne geschieht immer dann, wenn biographische Brüche und Risse auftreten, die das Gegebene in einem neuen, verfremdenden Licht erscheinen lassen.

Bis hierher hatten die Verfechter von Entfremdungserfahrungen ja recht. Was sie übersehen, ist das Bedürfnis, diese Brüche und Risse zu kitten, neue Verbindungen herzustellen, sich neue Zusammenhänge aufzubauen, die dann die eigenen, selbst gebauten sind und an denen man dann umso inniger hängt. Und so kommt denn in den Erzählungen der Sechzig das unabweisbare Faktum zum Vorschein, dass die Rationalsten, Selbstreflektiertesten, Hinterfragenden und meist zugleich emotional Engagiertesten sich für Raumverbindungen *entschieden* haben, deren äußere Gestalt eindeutig rückwärtsgewandte, anachronistische, „zurückgebliebene“ Züge trägt. Als ob in den letzten zweihundert Jahren (fast) nichts geschehen wäre, steigt die vorindustrielle Kulturlandschaft aus dem Staub des fossilen Zeitalters wieder auf: lokal eingebundene und historisch entwickelte Bauweisen, zusammenhängende Baukörper, vielgestaltige, kleinteilige Feldfluren, der rhythmische Wechsel von offenen grünen Weiten und abgegrenzten, überschaubaren Siedlungsgebilden, in deren Mitte ein gemeinsames Zentrum pulsiert.

Weil die lokale Umwelt den Zusammenhang wahren soll, gibt es daher auch vieles, das als bedrohlich empfunden wird. Pluralismus, Offenheit und Toleranz gebieten es, ambitionierte Raumgestaltung modernen Charakters zu tolerieren, ja, sie zu mögen und zu schätzen – sofern sie sich der rhythmischen Gestalt unterordnet. Da sie zur Einordnung aber meist nicht bereit ist, möchte man sie dort haben, wo sie ihrer Umgebung keinen Schaden zufügen kann – in einer fernen Metropole wie New York zum Beispiel. Gegenüber den hoch aufragenden Fanalen der ökologisch-energetischen Modernisierung, den Windrädern, ringt man sich eine mal freudig, mal zähneknirschend vorgebrachte Toleranz ab: „Das ist so eine Alternative, das schluckt man dann auch irgendwo.“<sup>42</sup>

Man darf vermuten, dass wir es hier mit einem Effekt zu tun haben, wie er in der Aufbau-Ära zu beobachten war: Die ökologische Problemlösung mit technischen Mitteln (als Gegensatz zu einer Problemlösung mit gesellschaftlichen Mitteln wie etwa mehr Bescheidenheit) umgibt sich heute mit einer positiv-utopisch aufgeladenen Aura der Hoffnung, die dem euphorischen Vertrauen auf eine bessere Welt durch Modernisierung in den Nachkriegsjahrzehnten ähnelt. Wer akzeptiert sein will und Konfrontationen scheut, tut gut daran, diese Hoffnungen unangetastet zu belassen und körperlich-emotionale Widerstände beiseitezuschieben. Die riesigen, den gesellschaftlichen Energiehunger verdeutlichenden Gebilde belasten auch den schwächer ausgeprägten landschaftlichen Idealzusammenhang der weniger Engagierten. Denn auch deren Landschaften sind zuweilen gefährdet, was in erster Linie dadurch ausdrückt wird, dass etwas „stört“ oder „nicht dazupasst“. Im Wesentlichen beschränkt sich das Störende hier aber auf technische Infrastrukturen, auf Flachdächer oder Niedrigenergiehäuser in der Siedlung (ein Werk der gefürchteten „Architekten“) und auf die allseits geliebten Stadt- und Ortskerne.

Das ganz bewusst eingesetzte Ausblenden will bei den Windturbinen (noch?) nicht recht gelingen. Im Großen und Ganzen aber funktioniert es gut. Es reduziert das Ausmaß an negativem Gefühlsaufkommen beträchtlich und scheint kaum Nebenwirkungen zu haben (ob es sein Schärfflein zum Gefühl des Überfordert- und Ausgelaugtseins beiträgt, müsste untersucht werden). Da zugleich mit dem Alternativen-Denken-Lernen die bescheiden-anspruchslose Haltung des dulddenden Hinnehmens und Annehmens

weitgehend im Verschwinden begriffen ist, bleibt denen, die vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, im Großen und Ganzen ihrer alltäglichen Praxis nur das Wegsehen und Ausblenden, um mit ihrer räumlichen Wirklichkeit zurechtzukommen. Es erleichtert das Leben und erlaubt es auch den Engagierten, die disparaten Landschaften der Gegenwart hinzunehmen.

## Pluralismus und Freiheit

Gefühle sind im Verlauf der Moderne in jene Bereiche verbannt worden, in denen sie nichts (ökonomisch) Schlimmes anrichten konnten, in die häuslichen vier Wände oder die therapeutischen Praxen.<sup>43</sup> Gefühle und emotionale Betroffenheiten haben keine Rechtsansprüche und keine Parteistellung in Verfahren. Das hat gesellschaftliche Abläufe deutlich vereinfacht, aber einen fairen Ausgleich zwischen der Nähe der subjektivierenden Emotionalität und der produktiven Distanz der objektivierenden Rationalität erschwert.<sup>44</sup> Es hat offensichtlich auch nicht dazu beigetragen, nachhaltige Lösungen für das Problem des Pluralismus (samt aller anderen Probleme der Gegenwart) zu finden: Wie lässt sich individuelle Freiheit verwirklichen, ohne den (erfühlbaren und faktisch bestehenden) Zusammenhang zu anderen Menschen, zur Natur zu zerstören?

Die postmoderne Philosophie hatte, am explizitesten formuliert von Wolfgang Iser, den Anspruch, am Räumlichen die Grundprobleme der Zeit zu lösen.<sup>45</sup> Denn diese manifestieren sich räumlich, werden räumlich sichtbar und wahrnehmbar. Aber es blieb doch bei Lösungen für Kinkerlitzchen: Wenn ästhetische Vorschriften anti-plural sind, dann rücken Landesregierungen wie die niederösterreichische eben wieder davon ab, den Leuten ihre Fassadengestaltung vorzuschreiben. Aber immerhin gestattet der Pluralismus die hegemoniale Durchsetzung von einseitigen und um ihre Komplexität beschnittenen Problemlösungen wie beispielsweise den staatlich subventionierten Einbau von in der Produktion hochgiftigen (und irgendwann als Sondermüll-Schlacke endenden) Kunststoff-Thermofenstern. Und immerhin versteht es das Sinnen und Trachten nach dem leichten Leben, der ökonomischen Vernunft einen geradezu diktatorischen Vorrang vor allem anderen einzuräumen. Andererseits wieder stellen Politiker zögerlich, aber langsam doch, das vorbehaltlose Fördern von Eigenheimen ein und knüpfen es an energetisch-thermische Bedingungen. Denn immerhin verlangen ernste, *alle* betreffende Problemlagen nach *alle* betreffenden ernsthaften Lösungen – Pluralismus hin oder her.

Die ökologische Gefahr könnte sich neben der ökonomischen Rationalität zu jener Instanz aufschwingen, von der der Pluralismus meinte, es gäbe sie nicht mehr: zu einem alles und alle umfassenden und einschließenden Prinzip, das auf Kosten der Freiheit geht. Wenn die Menschen in den Dörfern aber eines nicht wollen, dann ist das Gängel, Bevormundung und Beschränkung ihrer Freiheit. Ihrem Freiheitsbegriff wohnt ein durchaus reflexives Moment inne: Langsam wird den Menschen klar, dass Freiheit nicht Unabhängigkeit (von anderen Menschen, von der Natur) bedeuten kann, und sie beklagen den einzelgängerischen Isolationismus und die gnadenlose Konkurrenzdynamik ihrer Zeit. Eine Handvoll Menschen nur im Sample, die sich die Umsetzung des freiheitlichen Credo zutraut, aus eigener Kraft die Welt zu gestalten: der Computerexperte, der Tag und Nacht arbeitet, der Großbauer, der im agrarisch wenig regulierten Kanada

Ackergründe ankauft und dort für sich arbeiten lässt, um die anfallenden Renditen für die Altersversorgung zu nutzen. Oder auch der Weinbauer, der mit viel Aufwand und viel Liebe ein altes Mühlengebäude saniert.

Das Tun und Neuschaffen ist für Gerhard Schulze nicht das Gegenteil der hinnehmenden Haltung. Die hinnehmenden Menschen der Vergangenheit waren für ihr Überleben ohnehin auf das ständige Tun angewiesen. Charakteristisch für die Gegenwart sei das beliebige Auswählen zwischen unzähligen Alternativen; Zustände werden nicht mehr ertragen und hingenommen, aber auch nicht geändert, sondern einfach ausgetauscht. Gefällt es mir hier nicht, ziehe ich dort hin. Macht mir meine Umgebung zu schaffen, fahre ich am Wochenende weg. Hat das Urlaubsgebiet die Formen meiner eigenen Alltagsumwelt angenommen, suche ich mir ein anderes. Empfinde ich die Peripherie neben der Autobahn als „Alptraum einer Raumgestaltung“, sehe ich schnell weg, drehe das Radio auf und erhöhe die Geschwindigkeit.

Gäbe es eine Option, die rasende Fahrt durchs Nirgendwo abzubremsen? Die einzige Chance läge wohl darin, vom Wählen und Flüchten wieder zum Tun und Gestalten zu gelangen. Darin läge auch die einzig logische Lösung des Pluralismus-Problems: Die Menschen müssten sich aktiv und selbstbestimmt an der Herstellung des Zusammenhangs beteiligen können. Es liegt in der Natur der Sache, dass der Zusammenhang nicht vom isolierten Einzelwillen ausgedrückt werden kann, und es ist offenkundig, dass es uns immer noch an (lokal wirksamen) Instrumenten mangelt, eindimensional reduzierte Zweckrationalität in den Zusammenhang vielfältiger Gemeinschaftsinteressen einzubinden. Die Menschen müssten also, mit Vernunft und Gefühl, über die Gestaltung ihrer Umwelt mitreden und mitbestimmen können.

Andernfalls könnte man sie nur durch Einschränkung ihrer Freiheit dazu bringen, von ihrer konsumistischen und verschwenderischen Haltung abzulassen. Kurioserweise wird die Freiheit jedoch von einer ihrer größten Gegenspielerinnen geschützt werden – die kapitalistische Ökonomie wird die Freiheit des Wählens zwischen Scheinalternativen bis zum bitteren Ende verteidigen, so lange, wie genügend Energiesklaven und Ressourcen zur Verfügung stehen werden, um sie leben zu können. Sie wird auch zu verhindern wissen, dass sich eine Alternative zum Freiheitsbegriff des leichten Lebens durchsetzt, in deren Richtung die Menschen bereits die ersten zögerlichen Schritte setzen: Frei bin ich nicht dann, so leitet es der Arbeitsphilosoph Frithjof Bergmann überzeugend aus literarischen Klassikern ab, wenn mein Leben möglichst wenig durch Hindernisse, Kompromisse und Abhängigkeiten erschwert wird; wirklich frei bin ich dann, wenn ich im Einklang mit meinen Identifikationen handeln kann.<sup>46</sup>

## Anmerkungen

- 1 Zum Landschaftsgarten als Alternative zum Barockgarten z.B. Simone Schulz, Gartenkunst, Landwirtschaft und Dichtung bei William Shenstone und seine Ferme Ornée „The Leasowes“ im Spiegel seines literarischen Zirkels, unveröffentlichte Diss., Freie Universität Berlin 2004, 161–164; siehe auch [http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS\\_thesis\\_000000001654](http://www.diss.fu-berlin.de/diss/receive/FUDISS_thesis_000000001654) (11.10.2010).
- 2 Joseph von Eichendorff, Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit, in: Ders., Werke, Bd. 5: Tagebücher, autobiographische Dichtungen, historische und politische Schriften, herausgegeben von Hartwig Schultz, Frankfurt am Main 1993, 487.
- 3 Es ging um den „Drachenfels“; vgl. Helmut Fischer, Hundert Jahre für den Naturschutz, Heimat und regionale Identität. Die Geschichte eines Programms, Bonn 2004; Antonia Dinnebieer, Zur Zukunft der ästhe-

- tischen Landschaft, in: Wolkenkuckucksheim 4 (2000), H. 2; siehe auch <http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/992/Dinnebier/dinnebier.html> (11.10.2010).
- 4 Zur Flurbereinigung vgl. z.B. Gerrit Friedrich Bub, Waldnutzung und Waldzustand in der mittelhessischen Grafschaft Wied vom 17. bis 20. Jahrhundert. Landschaftswandel unter gegensätzlichen Ansprüchen, unveröffentlichte Diss., Universität Bonn 2003; Meyers Konversationslexikon in 19 Bänden, 4. Aufl., Leipzig/Wien 1885–1892; Rainer Beck, Ebersberg oder das Ende der Wildnis. Eine Landschaftsgeschichte, München 2003; Ernst Langthaler/Franz Sinabell, Abschied von der „Agricoltura“? Agrarkulturen in Niederösterreich 1850–2000, in: Manfred Wagner (Hg.), Niederösterreich. Eine Kulturgeschichte von 1861 bis 2000, Bd. 3: Niederösterreich und seine Kulturen, Wien 2006, 23–62; Rita Gudermann, Morastwelt und Paradies. Ökonomie und Ökologie in der Landwirtschaft am Beispiel der Meliorationen in Westfalen und Brandenburg (1830–1880) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 35), Paderborn 2000; Martina de Moor/Leigh Shaw-Taylor/Paul Warde (Hg.), The Management of Common Land in North West Europe, c. 1500–1850 (Comparative Rural History of the North Sea Area Publication Series, Bd. 8), Turnhout 2002; Bundesforschungsanstalt für Naturschutz und Landschaftsökologie (Hg.), Landschaftsbild – Eingriff – Ausgleich. Handhabung der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung für den Bereich Landschaftsbild, Bonn/Bad Godesberg 1991.
  - 5 Z.B. Peter Haiko, Bauen in der Versuchsstation Weltuntergang. Wiener Architektur der Jahrhundertwende, in: Ernst Piper/Julius H. Schoeps (Hg.), Bauen und Zeitgeist. Ein Längsschnitt durch das 19. und 20. Jahrhundert, Basel/Boston/Berlin 1998; Katharina Fóti-Roessler, Theoretische Auseinandersetzungen mit der Wiener Stadterweiterung ab 1857 anhand der Allgemeinen Bauzeitung, unveröffentlichte Diss., Universität Wien 1992, 103.
  - 6 Ein Beispiel für die Vorkriegsdebatten: Hermann Muthesius, Wechselrede über ästhetische Fragen der Gegenwart, in: Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Wege und Ziele in Zusammenhang von Industrie, Handwerk und Kunst (Jahrbuch des Deutschen Werkbundes, 1912), Jena 1912; [http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/D\\_A\\_T\\_A/Architektur/20.Jhdt/MuthesiusHermann/WechselredeueberAesthetischeFra.htm](http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/D_A_T_A/Architektur/20.Jhdt/MuthesiusHermann/WechselredeueberAesthetischeFra.htm) (1.8.2011); Karl Schäfer, Wechselrede über ästhetische Fragen der Gegenwart, in: Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Wege und Ziele in Zusammenhang von Industrie, Handwerk und Kunst (Jahrbuch des Deutschen Werkbundes, 1912), Jena 1912; [http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/D\\_A\\_T\\_A/Architektur/20.Jhdt/SchaeferKarl/WechselredeUeberAesthetischeFra.htm](http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/D_A_T_A/Architektur/20.Jhdt/SchaeferKarl/WechselredeUeberAesthetischeFra.htm) (1.8.2011).
  - 7 Vgl. insbesondere Paul Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten, Bd. 1: Hausbau, München 1901, 11; Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Ein Beitrag zur Lösung moderner Fragen der Architektur und monumentalen Plastik unter besonderer Beziehung auf Wien, Braunschweig/Wiesbaden 1983 [Reprint der Ausgabe von 1901/1909, vermehrt um ‚Großstadtgrün‘; Erstausgabe 1889].
  - 8 Le Corbusier, Kommende Baukunst, Stuttgart 1926, 204; zum Traditionsverständnis der architektonischen Moderne und zur Verabschiedung der Vergangenheit siehe z.B. auch: Thilo Hilpert (Hg.), Le Corbusiers „Charta von Athen“. Texte und Dokumente, Braunschweig/Wiesbaden 1984; Bruno Taut, Die Stadtkrone, Jena 1919; Michael Falser, Das Landhaus Khuner von Adolf Loos, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst- und Denkmalpflege, 58 (2004) H. 1, 101–115; Jost Hermand, Expressionismus und Architektur, in: Richard Hamann/Jost Hermand, Expressionismus (Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart, Bd. 5), Frankfurt am Main 1977; Siegfried Giedeon, Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition, Zürich 1992 [Erstausgabe 1965].
  - 9 Rolf Peter Sieferle spricht von „kultureller Dezentrierung“ der Moderne (als Gegensatz zur zentrierten Vormoderne): Rolf Peter Sieferle, Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt, München 1997, 180; Beispiele für den neu entstandenen Graben zum Heimatschutz und für dessen Rechtsdrift: Paul Schultze-Naumburg, Flaches oder geneigtes Dach? Berlin 1927; ders., Kunst und Rasse, München 1928.
  - 10 Eine der konservativ-bewahrenden Stimmen war diejenige eines Philosophen: Martin Heidegger, Bauen Wohnen Denken, in: Ders., Vorträge und Aufsätze, 4. Aufl., Pfullingen 1978, 139–156.
  - 11 Das Projekt „Raumbilder“, 1.1.–31.12.2002, durchgeführt vom Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften unter der Projektleitung von Axel Borsdorf, war als mehrjähriges Publikations- und Ausstellungsprojekt geplant und wurde vom Land Niederösterreich gefördert. Aufgrund des Entfalls von Kofinanzierungsmitteln seitens des Bundes (Wissenschaftsministerium, Stilllegung der Bund-Bundesländer-Kooperationen) konnte lediglich Projektphase 1 verwirklicht werden. Diese bestand in einer empirischen Studie (60 qualitative Interviews in zwölf niederösterreichischen Gemeinden) zur Raumwahrnehmung sowie zur NÖ Dorferneuerung (Abschlussbericht: „Dorferneuerung in

Niederösterreich“, siehe [http://www.raumordnung-noe.at/uploads/akademie\\_wiss\\_2002\\_12\\_isr\\_dorferneuerung1.pdf](http://www.raumordnung-noe.at/uploads/akademie_wiss_2002_12_isr_dorferneuerung1.pdf) (1.8.2011).

Sämtliche weiter unten präsentierten wörtlichen Zitate entstammen den 60 geführten Interviews. Wenn bei längeren Zitaten keine Seitenzahlen angegeben sind, erfolgt die Zitation nach Manuskriptabschnitten, die nach den im Gespräch vorgelegten Bilderbögen gegliedert sind. Die Manuskripte können bei der Verfasserin eingesehen werden.

- 12 Interview 27 (Bilderbogen 1).
- 13 Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, 7. Aufl., Frankfurt am Main/New York 1997 [Erstausgabe 1992].
- 14 Interview 51, 26.
- 15 Interview 29 (Bilderbogen 12).
- 16 Donald Appleyard/Kevin Lynch/John R. Meyer, *The View from the Road*, Cambridge, Mass. 1964.
- 17 Interview 16 (Bogen 11).
- 18 Interview 30 (Bogen 10).
- 19 Interview 38 (Bogen 13).
- 20 Vgl. Hans Paul Bahrdt, *Humaner Städtebau. Überlegungen zur Wohnungspolitik und Stadtplanung für eine nahe Zukunft*, 4. Aufl., Hamburg 1971 [Erstausgabe 1968], 67, 68, 89.
- 21 Im Rahmen eines Projektes zum Wiener Gürtel wurden mehrere narrative Interviews mit Gürtelanrainern geführt. Am Ende der Gespräche wurde jeweils um Kommentare zu einer Bildermappe gebeten: Jörg Müller, *Hier fällt ein Haus, dort steht ein Kran und ewig droht der Baggerzahn oder Die Veränderung der Stadt*, Aarau 1976.
- 22 Joachim Ritter, *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*, in: Ders., *Subjektivität*, Frankfurt am Main 1989 [Erstausgabe 1974], 141–164.
- 23 Z.B. Erwin Straus, *Die Formen des Räumlichen. Ihre Bedeutung für die Motorik und die Wahrnehmung [Erstveröffentlichung 1930]*, in: *Psychologie der menschlichen Welt. Gesammelte Schriften*, Berlin/Göttingen/Heidelberg 1960, 141–178; Otto Friedrich Bollnow, *Mensch und Raum*, Stuttgart/Berlin/Köln 1984 [Erstausgabe 1963]; Elisabeth Ströker, *Philosophische Untersuchungen zum Raum*, Frankfurt am Main 1977 [Erstausgabe 1965]; Hubert Tellenbach, *Geschmack und Atmosphären. Medien menschlichen Elementarkontaktes*, Salzburg 1968.
- 24 Kevin Lynch, *Das Bild der Stadt (Bauwelt-Fundamente, Bd. 16)*, Frankfurt am Main 1965 [englische Erstausgabe 1960].
- 25 Jane Jacobs, *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Berlin/Frankfurt am Main/Wien 1963.
- 26 Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt 1972 [Erstausgabe 1965]; ders., *Thesen zur Stadt der Zukunft*, Frankfurt am Main 1971.
- 27 Alfred Lorenzer, *Städtebau: Funktionalismus oder Sozialmontage? Zur sozialpsychologischen Funktion von Architektur*, in: Heide Bernd/Alfred Lorenzer/Klaus Horn, *Architektur als Ideologie*, 4. Aufl., Frankfurt am Main 1971 [Erstausgabe 1968], 51–104.
- 28 Henri Lefèbvre, *Die Revolution der Städte*, München 1990 [Erstausgabe 1970], 9.
- 29 Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, Frankfurt am Main 1970; Jürgen Habermas, *Moderne und postmoderne Architektur*, in: Wolfgang Welsch (Hg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Weinheim 1988, 110–120.
- 30 Charles Jencks, *The Rise of Post Modern Architecture*, in: Vittorio Magnago Lampugnani/Katia Frey/Elina Perotti (Hg.), *Anthologie zum Städtebau, Bd. 3: Vom Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur zeitgenössischen Stadt*. Berlin 2005, 367–378 [Erstveröffentlichung in: *Architectural Association Quarterly* 7 (1975), H. 4, 3–14].
- 31 Z.B. Werner Nohl, *Visuelle Simulation des Raumes und Aufmerksamkeitsverhalten der Benutzer als Bausteine einer Freiraumästhetik*, in: *Garten und Landschaft* 32 (1980) H. 3, 194–198; H. 4, 290–293; H. 6, 482–488; Rudolf Wienands, *Grundlagen der Gestaltung zu Bau und Stadtbau*, Basel 1985.
- 32 Z.B. Martin Kastner, *Das Landschaftsbild. Entwicklung und Veränderung, rechtlicher Stellenwert in Österreich, Wahrnehmung und Bewertung*, unveröffentlichte Diss., Universität für Bodenkultur Wien 1985; Rachel Kaplan/Stephen Kaplan, *The Experience of Nature. A Psychological Perspective*, New York 1989; Tony Hiss, *Ortsbesichtigung. Wie Räume den Menschen prägen, und warum wir unsere Stadt- und Landschaftsplanung verändern müssen*, Hamburg 1992 [englische Erstausgabe 1990]; Werner Nohl, *Ermittlung der Gestalt- und Erlebnisqualität*, in: Konrad Buchwald, Wolfgang Engelhardt (Hg.), *Handbuch für Planung, Gestaltung und Schutz der Umwelt*, Bd. 3, München u.a. 1980, 212–230.

- 33 Vgl. die Beiträge von Raumplaner/-innen in: Gerlind Weber (Hg.), *Verbaute Zukunft? (Wissenschaft & Umwelt Interdisziplinär, Bd. 12)*, Wien 2009.
- 34 Paul Nolte, *Wildnis und Zähmung. Über amerikanische und europäische Landschaften*, in: *Merkur*, 54 (2000) H. 9–10, 806–818.
- 35 Thomas Sieverts, *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit*, Wiesbaden 1997.
- 36 Tom Fecht/Dietmar Kamper (Hg.), *Umzug ins Offene. Vier Versuche über den Raum*, Wien/New York 2000, 30.
- 37 Vgl. Wolfgang Welsch, *Anästhetik – Fokus einer erweiterten Ästhetik*, in: Wolfgang Zacharias (Hg.), *Schöne Aussichten? Ästhetische Bildung in einer technisch-medialen Welt*, Essen 1991, 79–106; Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen*, Graz/Wien 1986 [französische Erstausgabe 1979]; ders., *Der Widerstreit*, München 1987 [französische Erstausgabe 1983].
- 38 Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, 5. Aufl., Berlin 1997 [Erstausgabe 1987].
- 39 Karl Heinz Bohrer, *Nach der Natur. Über Politik und Ästhetik*, München/Wien 1988; Zu Blumenberg vgl. Eckard Nordhofen, *Die Proklamation des Plural. Zum Tode des Philosophen Hans Blumenberg*, in: *Die Zeit*, Nr. 16, vom 12.4.1996, 47.
- 40 Rudolf Burger, *Jenseits der Landschaft. Das Naturschöne als Kunstprodukt*, in: *FORVM. Internationale Zeitschrift für kulturelle Freiheit, politische Gleichheit und solidarische Arbeit* 37 (1990), 22–27.
- 41 Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, wie Anm. 38, 166, 167. Strenge und Unduldsamkeit zeichneten ansonsten eher Welschs Lehrer Lyotard aus; vgl. z.B. Jean-François Lyotard, *Beantwortung der Frage: Was ist postmodern?*, in: Wolfgang Welsch (Hg.), *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, 2. Aufl., Weinheim 1994 [Erstausgabe 1988], 193–203.
- 42 Interview 2 (Bogen 5).
- 43 Vgl. Cornelia Klinger, *Flucht Trost Revolte. Die Moderne und ihre ästhetischen Gegenwelten*, München/Wien 1995.
- 44 Einer von mehreren Versuchen zur Rehabilitierung der Gefühle stammt von: Ronald de Sousa, *Die Rationalität des Gefühls*, Frankfurt am Main 2001.
- 45 Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, wie Anm. 38, 118.
- 46 Frithjof Bergmann, *Die Freiheit leben*, Freiburg 2005 [engl. Erstausgabe 1977].